

(Nachdruck verboten.)

17

Das Blut.

Roman von J. J. David.

Unter den vereinsamenden Rußbäumen erschien nur noch der Lehrer. Dort saß er, so lange es ging, hinter einem Glase Bier, schalt sich einen Lumpen, war das ausgetrunken und kam ein neues. War er einer, dann hat es nie einen trübseligeren gegeben als ihn, mit seinem Gesichte voll Gram und voll Selbstvorwurf, der sich jeden Schluck mißgönnete und vorrechnete. „Er sieht aus wie das „Leiden Christi,“ meinte Susanne, so oft sie ihn ersah. Dazu hatte sie nicht gar selten Gelegenheit, denn mit allen Mitteln suchte er Zugang zu den Lohwag's und war glücklich, hatte Frau Salome ein freundliches Wort für ihn. „Es ist mir, weil ich die Ferne so geliebt habe, den Wundervogel, der wieder fortgeflogen. Nur darum hänge ich ihnen an,“ sprach er zu sich selber. Denn er hatte einmal gelesen, jeder tiefere und volle Mensch müsse seine große Leidenschaft durchgemacht haben. Seine war Gabriele gewesen; darum allein besuchte er die Stätten, wo sie geweilt, redete er sich nun vor. Aber daß er eines solch gehobenen Empfindens überhaupt fähig gewesen, das war ihm wiederum ein Trost in seinem Gram — es erhöhte ihn doch über den Troß gemeiner Alltagsmenschen und weichte seine Kimmernisse und damit ihn selber.

XI.

Das Unter-Heinzenwälder Brauhaus war neuerdings verpachtet. Man hatte den Lohwag's den Vertrag nicht mehr verlängern können vor der Abgunst der Bauern, die sich in jeder Art und aufs unverhohlenste bethätigte. Kinderreiche Leute saßen nach ihnen darauf, und unter den Rußbäumen tummelte sich ihre hellstimmige, flachsblonde Brut und jauchzte im Hofe. Sie war hübsch genug; aber wer sie sah und etwa noch einer kaum vergangenen Zeit dachte, der schüttelte den Kopf, zog er Vergleiche und stieg ihm dabei Gabrielen's beweglich holdseliges Bild auf. Der Rüttemann-Hof war endlich völlig aufgeheilt; eine lange Gasse erhob sich auf dem Grunde, der einmal einem einzigen Geschlechte geeignet. Enge aneinandergedrängt standen die Häuschen und erzählten so stumm von slavischer Art, die nach Gesellschaft verlangt, wenn der deutsche Bauer thunlichst einsam, möglichst ellbogenfrei zu hausen und zu schaffen liebt. Dort aber, wo das Oberthal sachte ansteigt, an der Landstraße, die mit Bergahorn und mit Linden bestanden, ins Gebirge führt, hatten sich die Lohwag's angekauft und wohnten so denen ferne, in deren unholtem Angedenken sie immer noch fortlebten — selbstbegnügung und stolz, wie man sie immer gekannt, und so den Augen der Welt stets noch die Alten, die etwas Besonderes haben mußten, die sich in rüstiger Kraft zur Ruhe setzten, wenn der Bauer nicht ins Ausgedinge geht, ehe er es nicht muß vor Jahren oder vor dem Drängen des nachwachsenden Geschlechts.

Es war aber lediglich Rupert's Wille gewesen, der die beiden alternden Leute hierher gebracht. Er mochte kein neues Geschäft mehr beginnen, und es war nun nicht mehr so selten, daß er recht behielt, wie es dereinstmals gewesen. Denn ob mit der Zeit, die seit Gabi's Flucht verfloßen, manches gleich wieder ins Geleise kam — ganz so, wie es vordem gewesen, wurde nichts mehr. Man stritt wohl wieder; von keinem Wochenmarkte konnte Rupert heimkommen, ohne von den schönen Pferden zu schwärmen, die dort feil gewesen wären. Er wünschte sich eines, und meinte dann Frau Salome, sie hätte genug von der Keiterei, dann konnte er spitzig erwidern, dafür bekäme jemand, den sie gut kenne, die gar nicht satt. Das schnitt ihr in die Seele. Ihr Wunsch aber ging nach einer Ruh, und darüber, welches anzuschaffen sei, ging es nunmehr wie vor Jahren über eine wichtigere Frage. Der Stall blieb leer, wie damals die Wiege leer geblieben.

Aber der Wunsch der Frau hatte viel Sinn und Berechtigung neben dem des Mannes. Ihr bangte nämlich nach einer Arbeit, da sie mehr und härter vom Umfliegen der Zeiten war betroffen worden. Einer Fürstin gleich hatte sie ihren Mägden geboten. Das war zu Ende; sie allein mochte das Wenige versorgen, was für die Einsamen zu verrichten nötig war. Es war fast überflüssig, daß man die Susanne

mitgenommen hatte ins neue Heim, Rupert verstand, sich zu schaffen zu machen; er trieb sich häufig in der Stadt herum, verhandelte mit seinem Anwalt, dessen Quälgeist er geworden, lag in ewigen Rechtshändeln mit allen Schänkern, die ihm von der Zeit seiner Thätigkeit her noch verschuldet waren. Davon sprach er gerne zu Hause; und sie, so gut sie erkannte, wie vieles Geld also verthan und verzettelt würde, wagte keine Einrede mehr. „Fast Du vielleicht allein das Recht, das Deinige anzubringen?“ hatte er einmal hämisch gefragt, und sie mußte verstummen. Ein zweites Mal wünschte sie sich das aber keineswegs, und am Ende — sie waren reich genug noch immer, um sich den Luxus eines Prozesses zu gönnen, der gewonnen erst recht nichts trug und viel kostete. Nun schon gar.

Alle diese Mittel, sich über die Zeit hinwegzuhelfen, gebracht ihr. Sie wünschte sich manchmal sogar Gesellschaft; aber die zu gewinnen hatte sie in jüngeren Jahren nicht verstanden, wie denn jetzt, wo sie zu nackensteif und in sich ruhend für jene Liebeshwürdigkeit geworden war, die der entfalten muß, der Freundschaft oder doch mindestens Umgang finden will. So kam denn allmählig eine große Leere in sie; besonders nachdem sie Vergeltung für Gabrielen's Geschäft genommen, so voll und so ausgiebig, als sie nur selbst ihr irgend wünschenswerth erscheinend konnte. Nun aber wußte sie nicht mehr, was thun oder beginnen; das Bibellefen und Beten allein konnte ihre Zeit denn auch nicht füllen. Und so versank sie denn, da es an ein Spazierengehen so wenig dachte, wie etwa ein Bauer, dem ein Gehen um des Gehens willen einfach ein Umding ist, mehr und mehr in ein Sinnen und Grübeln. In der Dorniß der eigenen Brust versank ihr nimmermüder und rastloser Geist, und darinnen fand er Bilder aus vergangenen Tagen, insonderlich eines, das nicht zu tilgen noch zu bannen war. Es wurde ihr fast lieb; so regelmäßig erschien es ihr, so häufig sah es sie mit den stillen, waldblickfeuchten Augen Gabi's an.

Dazu nun, daß ihr diese Erinnerung immer lebendig bleibe, that auch Herr Glogar das Seine. So oft der Schulmeister irgend konnte, sicherlich also am Nachmittag eines jeden Samstag, klopfte er an die Thür Frau Salome's. Sie hatte das Herz nicht, ihn fortzuweisen; er begehrte nichts als einen Gruß, als eine kurze Weile Duldung am Tisch. Dann ging er wieder; fand er die Frau besserlaunig, so wagte er vielleicht gar eine Hindeutung auf die Ferne. Immer mit dem gleichen Mißerfolge. Oder er schlich zur Susanne und hörte ihr: „Sie ist schlecht aufgelegt, die Gabi hat wieder geschrieen,“ und holte dann aus der Dorniß aus, die er schon längst suchte, und bestärkte sich so mehr und fester in seinem wunderlichen Glauben. Bis ihn zuletzt alle gewöhnt waren, bis Frau Salome selbst die unerhörliche Geduld bewunderte, die Gutmütigkeit, mit der er ihre Festigkeit ertrug, wenn er zum Guten redete, die Anhänglichkeit und Treue, mit der er sich ans Bild der Verlorenen klammerte und die Hoffnung nicht fahren lassen wollte, es werde sich doch Alles zum Guten und ihr zu Ehren entwirren. Um den geheimsten Grund, den er dazu hatte, wußte sie nicht — Herr Glogar war nicht der Mann, der so leicht und so wohlfeilen Kaufes eine Weltordnung oder das Vertrauen in die Güte seines Gottes ausgab. Er fehlte ihr bald an seinen Tagen, und die Stunde war nahe, von der ab sie ihn selbst als Freund und Vertrauten sah. Eine bittere war es für Beide und kostete Beiden genug. . . .

Es geschah nur sehr selten, daß die Frau Salome zur Stadt ging, die man von ihrem Hause aus fast greifbar nahe meinte, und auch dann verweilte sie keinen Augenblick unnütz; gerade weil ihr alles Nützige so verhaßt war, empfand sie die Ruhe so hart, zu der sie sich verurtheilt sah, während sie sich noch arbeitskräftig fühlte. Ueberdies kannte sie Niemanden darin, und alle Art von Schaustellungen, wie sie fahrendes Volk auf der Bleichermiese übte, war ihr widrig, in der jener strenge Sinn der Puritaner lebte, denen jede weltliche Lust ein Greuel gewesen. Aber so ganz theilnahmslos, wie einmal, konnte sie nicht mehr vorüberwandern an den Schweifenden, nun sie mit ihrem Geschick neuerdings das einer ihres Blutes verknüpft wußte. Manchmal peinigte sie eine unruhige Neugierde und zwang sie, einen Blick, den sie fast

wie sündig empfand, nach ihrem Treiben zu thun. Sie athmete leichter, begegnete der nicht dem Gefürchteten.

So schritt sie wieder einmal an einem Samstag Nachmittag über den grünen Plan. Ein Gezelt war aufgerichtet — ein deutlicher Beweis, daß etwas Vornehmers gezeigt werden sollte, als die Seiltänzer oder starken Männer zu bieten hatten. Ein Burfche in schechter Karrentracht stand davor und tutete gewaltig in ein gewundenes Horn.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Peter Solberg's Heimkehr.

Von Peter Egge.

Autorisirte Uebersetzung von Adele Reustädter.

Die Hütte, in der die Frau des Matrosen Peter Solberg wohnte, lag an der Lützenstraße. Ein Fenster war geöffnet; es war an einem Nachmittage im Juni. Die Frau saß am Fenster, den Rücken gegen die Straße gelehrt. Das Nähzeug war von ihrem Schoß auf den weißgeschuerten Boden geglitten. An einer armseligen Nähmaschine saß die Tochter. Sie arbeitete nicht, sondern stützte die Ellbogen auf die Maschine und sah zur Mutter oder über sie hinweg auf die Straße, wo es gerade so still war wie in der Stube.

Neben der Nähmaschine lag ein Brief, den die Tochter der Mutter eben vorgelesen hatte. Jetzt sprach keines von beiden; ein und das andere Mal nahm die Tochter den Brief und sah kurz darauf, und dann legte sie ihn wieder fort. Und dann blickte sie wieder zur Mutter hin oder über sie hinweg auf die Straße.

„Ja, nun wird es wohl Ernst werden“, sagte die Mutter. Sie nahm das Nähzeug vom Boden auf.

„Ja, dieses Mal kommt er doch nach Hause, der Vater“, sprach die Tochter.

Gunelle hieß sie. Am Tage zuvor war sie zur Mutter zurückgelehrt, nachdem sie ihren Dienst verlassen hatte; den neuen sollte sie erst übermorgen antreten. Sie war erst 18 Jahre alt, hatte aber so breite und so starke Schultern, daß niemand glauben mochte, daß Schwermuth sie niederdrücken könne.

„Nächsten Monat sind es fünf Jahre, daß er reiste.“

„Ja—a“, sagte Gunelle, und nun drehte sie die Maschine. Auch die Mutter nahm ihr Nähzeug auf. Man mußte die Zeit in diesen zwei Tagen, wo Gunelle zur Hand war, gründlich ausnützen.

Und nun sprach niemand mehr darüber, daß der Vater nach Hause kommen würde.

Am Abend, während sie sich auskleideten, sagte die Mutter: „Wenn er kommt, ehe Du reiseest, so können wir dort ein Bett für Dich aufschlagen.“ Sie zeigte nach der Ecke unter dem Fenster.

„Ja, das können wir wohl thun.“

Und dann sprachen sie über etwas anderes. —

Zwei Tage später ging Gunelle des Morgens fort, um ihren neuen Dienst anzutreten. Ein barfüßiger kleiner Junge zog ihren kleinen Koffer in einem kleinen Kinderwagen.

Am Nachmittag wurde das englische Boot mit Peter Solberg erwartet, denn er war in London abgelohnt worden; aber niemand wußte die genaue Zeit. Es konnte früh und auch spät kommen. Es hing von so Vielem ab, sowohl von der Ladung, als vom Wetter. Die Frau setzte sich zur Maschine, als sie mit dem Mittagsmahl und dem Geschirraufwaschen fertig war. Die Nähmaschine surrte anders und sie trieb sie sehr bestig an, als hätte sie Eile. Ja, jetzt war Peter 46 Jahre alt, gerade so alt wie sie, und Manches und Vieles würde er dieses Mal zu Hause verändert finden. . . . Anton und Johann, die Zwillinge, auf See seit Frühjahr. . . . Davon wußte er wohl nichts; denn draußen war er doch wohl nicht mit ihnen zusammengetroffen. Und Christine todt, das wußte er. Ach ja, mit Peter's Schreiben war es nicht weit her und bei ihr haperte es auch damit. . . . Einmal hatte sie wirklich geglaubt, er hätte sie vergessen. Der Engländer, mit dem er fuhr, war sicher nicht so leicht zu behandeln gewesen. Aber nun kam er also doch! Viele Male hatte er gedacht zu kommen, aber die Heimreise war lang, und sie führte weit nördlich, und theuer war sie, und die Feuer reichte nicht weit. So mußte die Heimkehr immer wieder verschoben werden.

Sie drehte sie das Maschinenrad, und sie nahm sich kaum Zeit aufzusehen, wenn sie es anhielt. Ungefähr 7 Uhr mochte es sein, als sie hörte, daß Leute von dem Hofe in die Küche traten und etwas schleppten und hoben.

Schnell erhob sie sich und ging hinaus. Da stand Peter, ihr Mann, mit dem Geldbeutel in der Hand. Er entlohnete gerade den Burfchen, der ihn seine Kiste hatte tragen helfen.

Mann und Frau standen einen Augenblick still, ehe sie einander die Hand reichten.

„Willkommen zu Hause!“

„Danke!“

„Ist das Boot schon gekommen?“

„Ja, es kam eben.“

Er ging voran, und sie folgte langsam und schwerfällig in die Stube. Den breitkrämpigen Hut schob er zurück, dann setzte er sich an die Thüre. Die Augen erschienen dunkel und hohl mit grauen Ringen darunter, und sahen gern etwas zur Seite. Am liebsten

wandte er das Gesicht halb ab. Es war bleich und umzogen von einem langen, schwarzen Bart.

Nachdenklich sagte die Frau: „Du hast Dich verändert, sehe ich.“

„O-o, ja—a!“

Es wahrte eine Weile, ehe er hinzufügte: „Und Du nicht weniger.“

Die Frau nickte nur, und das Gesicht blieb nachdenklich. „Ich habe es mir eigentlich so gedacht, o ja“, murmelte sie. „Es war der Schiffbruch im Mittelmeer, der Dich so mitgenommen?“

„Ja.“

„Wärest Du sofort nach dem Schiffbruch zurückgekehrt, so hättest Du Dich vielleicht erholt.“

Immer ehe er antwortete, schien er nachzudenken. „O ja, die zwei Jahre danach waren nicht leicht, nein.“ Er bückte sich nach vorn, legte die Ellbogen auf die Knie, und rückte den Körper nach, so daß er ruhte. Den Hut behielt er auf. Nach einer Weile frug er: „Sind die Jungen zu Hause?“

„Nein, sie reisten im Frühjahr.“

„Ja, so dacht ich es mir. Du schriebsst voriges Jahr, daß sie zum Frühjahr konfirmirt werden sollten.“

„Ja.“

Nun schwiegen sie beide einige Augenblicke und dann sagte sie: „Du sollst sofort Essen und Kaffee bekommen.“

Sie ging in die Küche und ließ hinter sich die Thüre offen. Er blieb sitzen. Einmal erhob er den Kopf und sah nach dem Fenster, als blide er jemand nach, der vorüberging und den er wieder zu erkennen glaubte. Aber obgleich das Fenster am anderen Ende der Stube war, ging er nicht hin, um nachzusehen. Draußen in der Küche prasselte das Feuer unter dem Kaffeekessel und er hörte, daß sie das Essen bereitete.

Während der Kaffee stand und sich klärte, kam sie in die Stube, widelte das Nähzeug zusammen und legte es fort.

„Du hast immerfort Arbeit“, sagte er und blickte auf das Zeug.

„O ja, . . . in der letzten Zeit, ja; aber ich bin keine feine Schneiderin, und da ist es mit der Bezahlung nicht weit her.“

Plötzlich frug sie und zeigte auf ihn.

„Du hast Deine Hand beschädigt?“

Er sah auf seine rechte Hand. Daran fehlten der Kleine und der Ringfinger.

„Ja, habe ich das nie geschrieben? Ich glaubte, ich hätte darüber geschrieben. Der Doktor mußte sie abnehmen.“

Kurze Zeit sah sie auf die verunstaltete Hand.

„Herr Gott!“

Sie brachte das Essen und den Kaffee herein, und er setzte sich an den Tisch. Er aß und trank; aber sie war nicht hungrig, deshalb schenkte sie sich eine halbe Tasse Kaffee ein und die goß sie auf die Untertasse und blies, ehe sie trank.

Später ging sie ans Fenster und öffnete es. Es war fast 10 Uhr, und von der Stube konnte man die Sonne nicht mehr sehen; aber sie färbte den halben Himmel roth und strahlte auf alle Heimgärten der Stadt ein glänzendes Licht hernieder, das alle gewahren und worüber sich alle freuen mußten.

„Merkst Du, wie gut die Hede im Kirchgarten heute Abend riecht!“ frug die Frau.

„Ja, gerade wie am Abend meiner Abreise.“

Etwas später sagte sie: „Das sind nun fünf Jahre her.“

„Ist es nicht länger?“

„Es scheint mir lange genug.“

„Ja, da hast Du Recht.“

Sie richtete das Bett her; aber er saß immer noch am Tische, wo er gegessen hatte, und kein Wort kam über beider Lippen, und das glänzendrothe Licht versank. Der Himmel wurde blau ohne sonnenrothe Ränder, und in die Stube drang gedämpftes Licht. Man konnte nicht genau wissen, welche Tageszeit jetzt war, wenn man nur auf das Licht achtete. Man konnte jetzt gerade so leicht in dem feingedruckten Psalmbuch lesen, wie mitten am Tage; denn diese Stadt liegt weit nördlich und die Sonne bleibt ihr stets gut, ob sie nahe ist oder weit entfernt.

„Was glaubst Du, soll ich nun anfangen, wenn die See mich nicht länger haben will?“

Vertrauensvoll sah sie ihn an, während sie sagte: „Du hast zu leben, so lange ich lebe und nähen kann.“

Es wurde wieder für eine Zeit lang still, und langsam kleideten sich beide aus und gingen zu Bett. Er sagte sie in seine Arme und hielt sie lange, ehe er mit einer Stimme, die zitterte, sagte:

„Ja, jedenfalls bin ich jetzt zu Hause.“

Und nun zog sie den Kopf zurück, den sie an seine Brust gedrückt hatte, und sah ihm ins Antlitz; ihre Stimme bebte vor verhaltenen Thränen und Ergebenheit, während sie antwortete:

„Ja, hier ist noch Platz für Dich, — jetzt, wo wir allein sind.“ —

Kleines Feuilleton.

— Der hundertjährige Geburtstag eines Sees. Der „M.-B. Ztg.“ wird aus Venedig geschrieben: „Das malerische Thal von Agordo in den venetischen Alpen wurde vor 100 Jahren von einem fürchterlichen Unglücke heimgesucht. Das Thal wird von dem Cordevole durchflossen, der in seinem Oberlauf den See von Alleghe bildet und zwischen Belluno und Feltre in den Piave mündet. Der Alleghese entstand in der Nacht auf den 11. Februar

1799 und wurde einige Wochen später, im März, erweitert und in seinen Grenzen endgültig bestimmt. Bis dahin lagen an der Stelle des Sees drei blühende und friedliche Dörfer: Costa, Sommariva und Ariete. Der Oberlauf des Cordevole ist von hohen, kahlen Felsen eingefasst, die leicht verwittern. Westlich vom heutigen Alleghesee erhebt sich der Monte Forca. In der Nacht auf den 11. Februar wurden die Bewohner des Thales durch ein gewaltiges, langanhaltendes Donnerrollen aus dem Schlafe geweckt. Rings umher zitterte die Erde. Aus dem Thalgrunde vernahm man Schredenrufe und Verzweiflungsschreie. Aber das Dunkel der Nacht ließ nicht erkennen, was vorgehe. Am Morgen sahen die Ueberlebenden, daß sich vom Monte Forca eine ungeheure Steinmasse losgelöst habe und als Felsenlawine ins Thal hinabgestürzt sei. So ungeheuer war die Wucht des Sturzes, daß sich die Felsblöcke auf der anderen Seite des Thales wieder in die Höhe gehöhrt hatten. Aber zu allem Glück hatte die Felsenlawine nur eine kleine Häufelgruppe zerstört und die Zahl der Opfer war nicht allzu groß. Auch bildeten die Felsblöcke wohl eine Barre für den Cordevole, der aufstauete und das Thal überschwemmte, aber man konnte hoffen, ihm bald wieder einen Weg zu bahnen, und die Bewohner des Thales verloren den Muth nicht. Da löste sich vom Monte Forca eine zweite, noch viel gewaltigere Felsenlawine. Sie stürzte in das aufgestaute Wasser des Cordevole, das in ungeheurer, alles zertrümmernder Welle den Bergabhang hinauf jagte — 100, 120 Meter hoch. Die stattlichen Lannenbäume des Thales wurden von der Welle entwurzelt und gegen die Häuser und Kirchen der benachbarten Dörfer geschleudert. Unter den Trümmern ihrer Häuser starben über 400 Bewohner des Thales. Diesmal war der Lauf des Cordevole völlig unterbrochen, denn die Felsenlawine sperrte, 90 Meter hoch, das Thal. So bildete sich der Alleghesee, 5 Kilometer lang, einen halben Kilometer breit und bis 90 Meter tief. Auf der Südseite der Felsenlawine springt der Cordevole in schönen Wasserfällen wieder zur Thalsohle hinunter. Der Fluß arbeitet aber emsig und rasch an der Ausfüllung des Sees. Alles Geröll und Erdreich, das er in seinem obersten Laufe mit sich führt, setzt er im Alleghesee ab, und da der See in seinem nördlicher Theile sehr flach ist, so hat man ihm schon einen halben Quadratkilometer schönen Biesenlandes wieder abgewinnen können. Noch einige hundert Jahre und der Alleghesee ist wieder verschwunden, und tief unter neugewonnenem Lande liegen dann die drei Dörfer begraben, die bis zu den Schredenstagen des Jahres 1799 im Sonnenlicht blühten. —

Musik.

„Bearbeitungen“ von Kunstwerken durch fremde Hand müssen keineswegs immer ein Frevel sein. Sie sind sogar manchmal und zwar dann eine erwünschte Verbesserung, wenn sie es darauf anlegen, das in der bisherigen Fassung des Werkes nur erst verborgene Eigenthümliche desselben möglichst voll herauszuarbeiten. So bearbeitete Robert Franz ältere Oratorien, so griff auch Richard Wagner in einige klassische Werke ergänzend ein. Nehmen wir nun an, daß heute eine verschollene Oper von Lorking auftaucht, die nicht ganz auf der bekannnten Höhe des Komponisten wäre, so würde es nicht durchaus zu verwundern, vielleicht sogar eine „rettende That“ sein, wenn ein künstlerisch selbständiger musikalischer Dramatiker eingriffe und etwa die allzu üppigen Breiten milderte, die trivialeren Seiten von Lorking's Opernmelodie und das tafelmusikartige Dumbum im Orchester zurückdrängte, namentlich aber den unbeschreiblich gemüthlichen, innigen, natürlichen und zugleich romantisch-schwärmerischen Zug der Lorking'schen Muse, der dort vielleicht steden geblieben war, besser zur Geltung brächte; ja selbst das Wagniß, den vielen Dialog durch knappere Rezitative zu ersetzen, würde gegenüber einem Komponisten, der es so gut versteht, aus Rezitativen allmählich in's Melodische überzugehen, nicht allzu led sein. Auf eine Zugänglichkeit der älteren Fassung zum Vergleich mit der neueren oder wenigstens auf eine genauere öffentliche Rechenhaft über die gemachten Eingriffe müßten wir allerdings zählen können.

In der That ist jetzt eine aus dem Jahre 1848 stammende Oper von Lorking (1803—1851) ausgegraben worden, die der Dichterkomponist, wahrscheinlich zweifelnd an ihrem ausreichenden Werth, bei sich behalten hatte. Nun hat sich der Bearbeiter, der „Arrangirer“ gefunden und den Text (nur den Text?) so umgearbeitet, daß sie am 21. d. Mts. im Opernhaus mit dem jetzt bei Premieren beliebten Festpunkt losgelassen werden konnte. Die eine als unerlässlich bezeichnete Bedingung eines solchen Eingriffs: die genaue Evidenzhaltung des Verhältnisses zwischen Urform und Reuform, fehlt leider. Wir selber wissen nicht mehr, als daß das — eine Vorrede sparende — Textbuch den Titel führt: „Text der Gesänge aus Regina oder Die Marodeure. Romantische Oper in 3 Akten von Albert Lorking. Umarbeitung des Textes von Adolph L'Arronge. Und außerdem gab es noch eine Zeitungsnotiz, nach der Letzterer den das Revolutionsjahr 1848 berührenden Text in einen „patriotischen“ aus dem Jahre 1813 geändert hat. Erst recht räthselhaft wird die Sache durch eine andere mit der ersten nicht harmonisirte Zeitungsnotiz. Danach habe an diesem „einigen dramatischen (soll wohl heißen: nicht-romantischen) Werk des heiteren Opernkomponisten“ vor einigen Jahren Wilhelm Bruch für eine in Augsburg vergebens geplante Aufführung „hauptsächlich textlich einige unwesentliche Aenderungen vorgenommen“ und nunmehr Richard Kleinmichel das gesammte Werk sozusagen „auf neu gearbeitet“, in der Instrumentation „pietätvoll nachgeholfen, die Partitur in zwölf

Nummern eingetheilt (bei L'Arronge sind es vierzehn) und die meisten Vortragszeichen u. s. w. festgesetzt. Die Handlung habe zum Kernpunkt einen Streit.

Die jetzige Fassung hat diesen Kernpunkt nicht, und wir wissen an keiner Stelle so recht, wie viel Lorking, wie viel Nicht-Lorking daran ist. Der Handlungsinhalt ist eine so alltägliche oder allabendliche Geschichte von einer geraubten Braut, daß es sich schlechterdings nicht verlohnt, sie im Ganzen zu erzählen; die Sprache ist nicht kalt und nicht warm. Die Musik haben wir zum Theil schon oben bei jener Fiktion zu charakterisieren gesucht. Die Ouverture ist ein abgeschlossener Melodienreigen. Der überlange erste Akt enthält mehrere recht lyrische Stellen, zum Theil etwas populär und opernhast. So das typische Koloraturduett des Liebespaares nach den Worten: „Ich sehe kaum den schönen Traum . . .“ und die wohlklingende Arie des Bösewichts: „In Armuth aufgezogen . . .“ Dann aber kommt ein reichhaltiges Finale, beginnend mit einem gefälligen Chor „freut Euch der Stunde“, dem später ein Erntetanz mit reizend zarter Musik folgt und zuletzt eine sehr charakteristisch und dramatisch vertonte Räuberzene. Ein vielleicht noch prächtigeres Finale bringt der — übrigens wieder durch eine gut lyrische Stelle des Bösewichts („Von einer lieben Mutter aufgezogen“) gehobene — zweite Akt; allerdings steden auch in ihm Trivialitäten (z. B. Quintett mit Chor: „Daß Weines Kraft doch ihre Sinne gefangen hielte“), aber Regina's Gebet und die vielleicht packendste „Nummer“ des Ganzen, ein Trinklied „Was ist das Beste auf der Welt?“ mit mehreren Coupletartigen Strophen machen zusammen mit der dramatischen Erregung dieser Szene eines der wirkungsvollsten Stüde unserer Musikliteratur aus. Der dritte Akt beginnt wieder mit zwei ziemlich derb gehaltenen Kompositionen und reicht auch im Finale, das mit seinen militärischen Aufwallungen in eine ganz andere Kunstgattung gehört, nicht an seine Vorgänger heran. Hier sind wir am allerungewissesten, wie viel auf Lorking kommt, wie viel nicht. Auch gegenüber der oft recht groben musikalischen Deklamation sind wir in gleicher Weise unsicher.

Trotz all dieser Ungewissheiten ist es aber doch nicht zu verkennen, daß wir von Lorking's großer Kunst ein neues Beispiel vor uns haben. Als den Hauptpunkt dieser Kunst möchten wir die Vereinigung von dramatischer Charakteristik und lieblicher Melodienfülle bezeichnen. Daß auch das Orchester — mit sparsamem Hervortreten von Holzbläsern und von Harfe — viel Schönes birgt, brauchen wir wohl nicht erst betonen; im Ganzen aber ist die Musik weitaus mehr Gesangs- als Instrumentalmusik.

Durch die Aufführung ging trotz aller Festlichkeit ein eigenthümlich gebräuteter Zug. Selbst Fr. Hiedler, deren großes musikalisches und dramatisches Können auch hier durchleuchtete, hatte es, in der Titelrolle, nicht leicht. Herr Liebman in der Rolle des braven Jungen Steffen mit dem Trinklied bot vielleicht das Beste; in den sonst wieder recht schwerfälligen Dialogszenen that sich neben ihm auch Herr Mödlinger günstig hervor. Die Herren Grüning als der rechte und Hoffmann als der unrechte Liebhaber Regimens waren bei allem Aufgebot guten Willens doch zu sehr Opernfiguranten. Die kleineren Rollen wurden von den Damen Gradl und Göze und von Herrn Krassa gut gegeben. Der Chor war wieder der typische Opernchor mit dem Armsuchtel; das Ensemble klappte manchmal tadellos. Herrn Dr. Ruda für seine Orchesterdirektion noch eine besondere Anerkennung! —

Archäologisches.

kg. Die ältesten Mauersteine. In der letzten Sitzung der Pariser Académie des inscriptions sprach Heuzey über die ältesten Bauten der Chaldäer, die von de Sarzec entdeckt worden sind; es sind Denkmäler, von denen man annimmt, daß sie bis zum vierten Jahrtausend v. Chr. zurückreichen. Diese Annahme beruht auf einer Datirung der Regierung des Königs Naram-Sin auf das Jahr 3757, die von den Babyloniern selbst geliefert ist. Zweifelloß muß man annehmen, daß diese das Alter übertrieben haben; aber es steht andererseits auch fest, daß sie eine beträchtliche Menge von geschriebenen Dokumenten, öffentlichen und privaten Aktenstücken in Händen hatten, die es jedem chaldäischen Gemeinwesen ermöglichten, die authentische Reihenfolge der Könige bis zu einem sehr hohen Alterthum aufzustellen. Unter diesen Dokumenten wählte Heuzey zunächst eine Kategorie von gebrannten Steinen aus, die die Inschriften von Ur-Nina und Lammadu, zwei Königen von Sirpurla, trugen. Sie sind sehr unvollkommen hergestellt und gewölbt, ein Beweis, daß der so einfache Gebrauch der Form selbst noch nicht verbreitet war. Man formte sie mit der Hand und bezeichnete sie zur Kontrolle mit dem Abdruck des Daumens. Ein wenig später wird dieser primitive Stempel durch den eingepprägten Stempel der Stadt Sirpurla, dem Adler mit dem Löwentopf, ersetzt. Diese Zeit der gewölbten Mauersteine bringt uns sehr nahe an die Zeit ihrer Erfindung überhaupt, die bei allen Völkern an die Anfänge der Zivilisation zu stellen ist. In Tello (dem antiken Sirpurla) finden sie sich bei dem Bau einer Art von Getreidemagazin, dessen Grundriß Heuzey vorlegte; unter diesem wurde ein zweiter Bau freigelegt, dessen Steine keine Inschriften, sondern nur Daumenabdrücke als Stempel tragen. — In derselben Sitzung legte Berger eine punische Laubertafel vor, die Gaudier in der Nähe eines Grabgewölbes gefunden hat. Die Inschrift, die sich aus 6 Reihen zusammensetzt, ist mit einem Stilet auf eine Weitafel gravirt, die wie alle entsprechenden Tafeln, die in Italien und Egypten gefunden wurden, gerollt war. Sie ist sicher vor der Einnahme Karthago's

durch die Römer entstanden. Berger wies darauf hin, daß dieser Fund so wichtig ist, weil er zum ersten Male in punischer Sprache eine jener Zauberformeln zeigt, mit denen man sich die Götter geneigt zu machen suchte. —

Meteorologisches.

— Ein Meteor. Aus Helsingfors wird der „Frankf. Ztg.“ unterm 17. März berichtet: Vorigen Sonntag Abend um halb zehn wurde an vielen Orten in den Ostseeprovinzen sowie im südlichen Finnland ein Meteor von ungewöhnlicher Schönheit und Größe beobachtet, das sich anscheinend in niedrigem Flug und mit großer Schnelligkeit in der Richtung SSW—NNO bewegte. Die Gegenden, über welche das Meteor hinwegfuhr, wurden in weitem Umkreise tagesshell erleuchtet. Von Borga im finländischen Gouvernement Nyland kommt nun die Mittheilung, daß dieses Meteor oder jedenfalls ein größerer Bruchtheil desselben in die Stensbölle Föhre gefallen ist, das meterdicke Eis durchschlagend und sich in den schlammigen Boden der Föhre hineinbohrend. Die Bewohner der betreffenden Ortschaft berichteten, wie sie das prachtvolle Meteor beobachteten, als es plötzlich unter einer fürchterlichen Detonation, die alle Gebäude erschütterte, erlosch. Am nächsten Morgen entdeckte man, daß im Gise der Föhre ein gewaltiges Loch von 5—6 Metern im Durchmesser geschlagen worden war. Das Eis war in weitem Umkreise mit Schlamm bespritzt. Die Föhre hat an der betreffenden Stelle eine Tiefe von kaum anderthalb Metern. Der Professor der Astronomie Douner hat Dr. Frosterns beauftragt, an Ort und Stelle alle nöthigen Untersuchungen anzustellen und Vorbereitungen zu treffen, um den Meteorstein aus seinem schlammigen Ruheplatz herauszuholen. —

Geologisches.

10. Sand-Stalaktiten in einem Goldbergwerk. Jeder kennt aus Abbildungen oder aus der Natur die wunderbare Bildung der Stalaktiten, die in allen Kalksteinhöhlen zu finden sind und deren schönsten Schmuck darstellen. Der allgemeinere Name Tropfstein, den die deutsche Sprache für diese Naturerscheinung erfunden hat, bezeichnet genügend die Art ihrer Entstehung. Es liegt zugleich in der Natur der Sache, daß solche Bildungen im Allgemeinen nur bei bestimmten Steinen und Mineralien auftreten können, bei anderen aber nicht. Weitans am häufigsten sind die aus Kalk gebildeten Tropfsteine, außer diesen sind am bekanntesten die namentlich in dem berühmten Kammelsberg im Harz so wundervoll sichtbaren Stalaktiten und Stalagmiten aus Kupferbitriol. Daß die gleichen Bildungen auch in sandigen Erdschichten eintreten können, war bisher nicht bekannt, und deshalb ist eine Entdeckung des amerikanischen Staatsgeologen Diller; erwähnenswerth, umso mehr als die von ihm nachgewiesenen Sand-Stalaktiten schon ein erhebliches Alter besitzen müssen. Dieser Fundort ist ein Gold-Bergwerk an der Küste des Staates Oregon, wo aus einem schwarzen Sande Gold gegraben wird. Der schwarze Sand ist hauptsächlich aus kleinen Granatkörnern zusammengesetzt und theilweise durch Eisenoxyd verfestigt. Ueber diesem Sande liegt ein grauer Sand jüngerer Alters, der hauptsächlich aus Quarzkörnern besteht, daneben aber auch viel Feldspatthörner enthält. Diller bemerkte nun, als er an einer Stelle von unten her den schwarzen Sand bis zur Verhüllungsfläche mit dem grauen Sande entfernte, daß die untere Fläche des letzteren nicht eben, sondern mit stalaktitenähnlichen Auswüchsen bedeckt war, die aber auch aus Sand bestanden. Die Schichtfläche besitzt eine schwache Neigung gegen Westen, und auch die Stalaktiten sind sämtlich etwas westwärts geneigt. Ihre Form ist sehr schön ausgebildet, die einen sind nur klein, die anderen aber bis zu 1 Fuß lang. Die meisten sind einzeln, einige aber doppelt, als ob sich zwei Stalaktiten während ihrer Entwicklung vereint hätten. In keinem Falle waren sie hohl, wie es bei den Stalaktiten aus kohlensaurem Kalk vielfach vorkommt. Die Entstehung der eigenartigen Bildung ist vorläufig ziemlich räthselhaft geblieben. Die mikroskopische Untersuchung hat festgestellt, daß jedes Sandkorn der Stalaktiten mit einer dünnen Schicht von kristallinischem Quarz umgeben ist, der die kleinen Zwischenräume ausfüllt und die Körner untereinander verbindet. Die einzige Erklärung, die Diller angiebt, die er aber auch nicht für wahrscheinlich hält, wäre, daß die Oberfläche des darunterliegenden schwarzen Sandes, bevor sich der graue Sand darauf abgelagerte, durch den Wind in eigenthümlicher Weise ausgeglatzt und durchhöhlert worden ist, sodas sich später der darauffallende obere Sand in die vorhandenen Vertiefungen hineinsetzte und durch kiesel-säurehaltiges Wasser zu den beschriebenen Formen verfestigt wurde. Die Schwierigkeit einer Erklärung wird noch dadurch vermehrt, daß diese Erscheinung noch niemals an anderer Stelle beobachtet worden ist. —

Humoristisches.

— Ja sol „Du hast's gut, Du hast eine taubstumme Schwiegermutter!“
— „Bitte sehr — wie die mit den Augen spricht!“ —
— Im Zeichen des Verkehrs. A.: „Wie, Sie haben sich verheirathet?“
Dame (die eine Weltreise gemacht): „Ja, in Konstantinopel lernte ich meinen Mann kennen, in Bombay gab er

mir den ersten Kuß, in Japan haben wir Verlobung gefeiert und in San Francisco war die Hochzeit!“ —

— Höchste Malice, Dichterling: „Sag' einmal, welchen Titel soll ich mir auf meinen neuen Visitenkarten eigentlich beilegen?“

Freund: „Wursthüllenbeschrämierer.“ —
(„Wegend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— Hugo Hofmann von Hofmannsthal wurde am Montag an der Wiener Universität zum Doktor der Philosophie promovirt. —

— Im Opernhause und Schauspielhause ist nach einer Meldung des „B. B.-C.“ der Künstler-Hervorruf wieder eingeführt. —

— Der Maler und Zeichner Louise Lautrec, einer der hervorragendsten Plafatzeichner von Paris, mußte vor einigen Tagen ins Zrenhaus gebracht werden, da er, bereits seit langer Zeit schwermüthig, plötzlich von Tobsucht befallen wurde. Sein Zustand scheint unheilbar. —

— Unter der Anzahl von Inschriften, welche die Franzosen in den letzten Jahren in Delphi bloßgelegt haben, findet sich auch ein Bruchstück in Stoichdonschrift mit 13 zum Theil arg verstimmelten Zeilen: ein Ehrenbeschuß für Aristoteles und seinen Neffen Kallisthenes als Dank für die Anfertigung der Siegerliste der pythischen Spiele. Dieses Werk, das nicht nur für die delphische, sondern für die ganze ältere griechische Zeitrechnung von Wichtigkeit war, ist uns bis auf spärliche Andeutungen verloren gegangen. Da in der Inschrift dem Schatzverwalter die Anweisung gegeben wird, das Siegerverzeichnis in Stein hauen und im Apollobeligtum aufstellen zu lassen, so ist Aussicht vorhanden, daß noch Reste der Liste aufgefunden werden. —

— In Frauenburg wurde, wie die „Eml. Ztg.“ meldet, beim Rajolen einer Wiese 75 Zentimeter unter der Erde das Untertheil eines Wilingerschiffes von etwa 6 1/2 Meter Länge und 1 1/2 Meter Breite gefunden. Kiel, Mastspant, Vordersteven und die Planen sind aus eichnem Holze, die anderen Spanten aus Nadelholz. Das Alter des Schiffes wird auf 1400 bis 1500 Jahre geschätzt. —

— Das älteste geschmiedete eiserne Werkzeug ist eine Art Hade aus der Cheopspyramide, etwa 5000 Jahre alt. —

— Ein deutscher Verein für Volkshygiene ist in Berlin von den Professoren Anbuer und v. Leyden begründet. Die Ziele des Vereins sind: die möglichste Verbreitung der Lehren der Hygiene und der Ergebnisse der hygienischen Forschung; Stellungnahme zu allen jenen sozialen Fragen, die die Volksgesundheit betreffen; Anregung und Unterstützung derjenigen praktischen Unternehmungen, die Volksgesundheit zu fördern geeignet sind. —

— Der Torpedo-Oberingenieur Diegel hat die Beständigkeit des Eisens und Kupferlegirungen im Seewasser untersucht. Am besten hielt sich Aluminiumbronze aus 91 Kupfer und 9 Aluminium, welche auch sehr zäh war. —

— In einer Verathung über die Grundzüge einer wissenschaftlich-technischen und wirthschaftlichen Organisation der deutschen Präzisions-Arbeit auf dem Gebiete des Uhrenwesens soll am 23. März in Physikalischen Institut der Universität zu Halle eine Zusammenkunft von Fachmännern und Sachverständigen eröffnet werden. Es handelt sich insbesondere um die Hebung der deutschen Chronometerfabrikation. —

Bücher-Einkauf.

— Johannes Schlaf, Leonore und Anderes. Novellen I. Berlin, F. Fontane u. Co. 2 M. —
— Johannes Schlaf, Stille Welten. Neue Stimmungen aus Dingsda. Berlin, F. Fontane u. Co. 3 M. —
— Walter Haslan, Die Dichterbörse. Roman. Berlin, F. Fontane u. Co. 5 M. —
— V. Hugo Widström, Eine moderne Geschichte. Einzig autorisire Uebersetzung aus dem Schwedischen von L. Passarge. Berlin, F. Fontane u. Co. 2 M. —
— Rudolf Lindau, Zwei Reisen in der Türkei. Berlin, F. Fontane u. Co. 2 M. —
— Paul Lindau, Ferien im Morgenlande. Tagebuchblätter aus Griechenland, der europäischen Türkei und Kleinasien. Berlin, F. Fontane u. Co. 3,50 M. —
— Frank Wedekind, Der Kammersänger. Drei Szenen. München, Albert Langen. 1 M. —
— Franz Adamus, Familie Bawroch. Ein österreichisches Drama in 4 Akten. Erster Theil eines Dramenzyklus „Jahrhundertwende“. München, Albert Langen. 2 M. —
— Prof. A. L. Sidmann's Geographisch-statistischer Universal-Atlas. Ausgabe 1899. Wien, Kartographische Anstalt G. Freytag u. Berndt. 3,40 M. —